

neunziger Jahre in Südafrika stattgefunden haben, hätte eingehen können. Nicht zuletzt hätte die Einsetzung der Wahrheits- und Versöhnungskommission und ihre präzedenzlose Arbeit einen Bezugsrahmen bilden können, um der Frage nachzugehen, ob und inwieweit es den Kirchen Südafrikas gelungen ist, die Erkenntnisse aus der Verfolgungszeit in praktischer und öffentlich relevanter Versöhnungsarbeit zu bewähren.

*Geiko Müller-Fahrenholz*

*Karl Herbert*, Durch Höhen und Tiefen.

Eine Geschichte der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Spener Verlagsbuchhandlung, Frankfurt/M. 1997. 403 Seiten. Gb. DM 39,80.

Schon Titel und Untertitel dieser Publikation, die von dem 1995 verstorbenen Verfasser noch niedergeschrieben, aber von Leonore Siegele-Wenschkewitz herausgegeben wurde, lassen aufhorchen. Höhen und Tiefen – das signalisiert Ehrlichkeit. Und eine, nicht die Geschichte – das kündigt eine Perspektive an, die der Autor durchzuhalten gesonnen ist, ohne dabei doktrinär andere Wertungen auszuschließen. Bewundernswert, wie elastisch die Sprache des Achtzigers geblieben ist und wie spannungsreich er zu gestalten vermag. Das Geleitwort des jetzigen Kirchenpräsidenten rühmt ihm zu Recht nach, daß er nebst einem starken Gestaltungswillen die Fähigkeit besaß, „in seiner Praxis theologische Theorie und kirchliche Aspekte miteinander zu verknüpfen“. Und Grund zur Freude, daß es neben dem Detektiv- und Staatsanwaltsgebaren mancher kirchlicher Zeitgeschichtler auch das gibt: Liebe zur Kirche auch in ihren Tiefen, weil sie zwar zur Rechenschaft, darum aber gerade nicht zur Selbstrechtfertigung verpflichtet ist, vielmehr auch sie, nicht nur der

oder die einzelne, aus Glauben leben darf.

Der gebürtige Frankfurter, Pfarrer, Propst und Stellvertretende Kirchenpräsident der Hessen-Nassauischen Kirche mit ihren wechselnden Namen verweist zunächst auf „Denkwürdiges“ aus der Geschichte der drei Territorialkirchen Hessen, Nassau und Frankfurt (Kap. I). Ihre Vereinigung in der Weimarer Republik mißglückt und wird dann im NS-Staat unter deutsch-christlichem Vorzeichen erzwungen (Kap. II). Es folgen der Gegensatz und die gleichzeitig nicht aufzulösende Verstrickung zwischen Bekennender Kirche und staatlich gesteuerter Landeskirche, zwischen Bekenntnis und Ideologie (Kap. III), dann der Zusammenbruch und der Weg zur heutigen EKHN in den Jahren 1945–1947. Wir erfahren, wie der Westfale und Dahlemer Pfarrer Martin Niemöller zur prägenden Kraft im Vereinigungs- und Gestaltungsprozeß dieser Kirche wird (Kap. IV). Das knapp die Hälfte des Buches umfassende Schlußkapitel „Gestalt und Weg der EKHN: Vom überkommenen Erbe zu immer neuen Entscheidungen“ (Kap. V) ist besonders informativ. Es beschreibt die Spannungen, die entstehen, wenn die leitenden Organe einer Kirche gewachsenes Kirchentum nicht nur verwalten, sondern sich als Motor einer „ecclesia semper reformanda“ und als deren Kernstück dem „kirchlichen Zeugnis im öffentlichen und politischen Leben“ verpflichtet wissen. Eine zunehmend von der Finanz- und Industriewelt geprägte Region der westorientierten alten Bundesrepublik merkte, war befremdet, protestierte gegen das, was da ihre gewohnte Versorgungskirche umkremelte. Sie nahm aber, teils widerstrebend, teils dankbar auch eine Versöhnung an, die gemeinsame Wege nach vorne öffnete. Kaum eine Glied-

Kirche der EKD hat die weltweite, europäische, deutsche, regionale und örtliche Ökumene so gefördert und vorangebracht, wie die EKHN – keineswegs nur durch Martin Niemöller, sondern durch viele andere, unter ihnen mit viel Hingabe der Autor selbst. Alle Liebesmühe konnte den Rezensenten freilich nicht überzeugen, daß das Leitende Geistliche Amt, die Funktion der Präpste und das Verhältnis Kirchenverwaltung/Synode Lösungen sind, in denen sich Aufwand und Wirkung entsprechen.

Eine Beobachtung, ein Hinweis: Hermann Dien schreibt in „Ja und Nein“ von einer von ihm und Kurt Scharf in Kriegsgefangenschaft entworfenen und 1946 publizierten Kirchenordnung, von der nur eine einzige Landeskirche Gebrauch gemacht habe, die im Werden begriffene EKHN (S. 176 ff bzw. 190). Solche Einflüsse von außen werden bei Herbert nicht erwähnt. Warum? Und (S. 358, Anm. 106 und 107): Johannes Jänicke war Bischof der Kirchenprovinz Sachsen.

Vö.

Arno Herzig, Jüdische Geschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Verlag C.H. Beck, München 1997. 323 Seiten. Pb. DM 28,-.

Auf knapp 300 Seiten spürt der an der Universität Hamburg lehrende Autor der über tausendjährigen deutsch-jüdischen Geschichte nach. Die in sechs Zeiträume gegliederte Periodisierung läßt einerseits den Wechsel zwischen Blütephasen jüdischen Lebens und Phasen der Bedrängnis, von Verfolgung und Niedergang sichtbar werden. Andererseits kann Herzig mit ihrer Hilfe sein Verständnis der jüdischen Geschichte in Deutschland als der Geschichte einer Minderheit verdeutlichen, der ihre Rolle über weite

Strecken von der (christlichen) Mehrheitsgesellschaft auferlegt wurde.

Ohne näher auf die Vorgeschichte der jüdischen Gemeinden am Rhein einzugehen (vgl. dazu S. 24), setzt H. ein mit der sich von 800–1350 erstreckenden ersten Phase „Die Juden im mittelalterlichen Deutschland“ (S. 23–51). An ihrem Anfang steht die Gründung von Gemeinden an wichtigen Handelsstraßen und Flüssen und die Entstehung geistiger Zentren in Worms, Speyer und Regensburg. Ihr Ende markieren die – sich über 50 Jahre hinziehenden – sog. „Pestpogrome“. Nach einer kulturellen und ökonomischen Blüte sind die Juden jetzt „in den Status einer Minderheit gedrängt [...], der nun die folgenden Jahrhunderte die Geschichte bestimmen sollte“ (S. 51).

Zunächst gekennzeichnet durch eine massive Verschlechterung der politisch-rechtlichen ebenso wie – ab 1420 – der ökonomischen Bedingungen ist die von 1350–1650 reichende zweite Periode jüdischer Geschichte in Deutschland („Die lange Krise“). Nicht zuletzt der christliche Fundamentalismus führt zur Ausgrenzung der Juden und ihrem sozialen und demographischen Abstieg. Er wird im übrigen begleitet von der jetzt auftretenden diffamierenden Rede von sog. „Jüdischen Eigentümlichkeiten“ (vgl. dazu S. 63ff).

Mit „Zeit der Konsolidierung“ überschreibt H. die dritte – „wohl ausgeglichene in der deutsch-jüdischen Geschichte“ (S. 139) – Periode (1650–1806) – trotz auch jetzt noch zu Pogromen führendem, vor allem ökonomisch motivierten Judentum. Das Judentum selbst stellt sich in ihr nicht als geschlossenes kulturelles System dar. Es kommt zu einer – „nur im Kontext mit zeitgenössischen sozialen und politischen Entwicklungen“ erklärbaren – starken sozialen Differenzierung (S. 133). Die